

## Das Wittenberger Gespräch

von Kurt Ihlenfeld, Berlin-Zehlendorf

Wie heißt es doch in Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde“ — ich mußte daran denken, als ich dieser Tage das den beiden Jubilaren Paul Althaus und Rudolf Alexander Schröder gewidmete „Luther“-Heft in die Hand bekam —: „Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen, / Naht der Poet, er kam aus weiter Fern' . . .“ So bin auch ich diesmal zu spät gekommen, ein Mißverständnis hinsichtlich des vom Schriftleiter gesetzten Manuskript-Termins war daran schuld. Aber man gibt mir freundlicherweise Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, und ich lege die folgenden Erinnerungen mit dem Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung beiden Jubilaren zu Füßen, beiden, weil sie beide darin auch, wie man sehen wird, eine Hauptrolle spielen. Denn — wie war es damals doch, damals in Wittenberg?

Man schrieb das Jahr 1934, der Hitlerstaat begann eben zu florieren, der Kirchenkampf sich auszuweiten. Es gab außer den in der Bekennenden Kirche zusammengeschlossenen Gruppen noch diese und jene andere, die auch nicht das Knie vor Baal beugte, jedoch meinte, ein eigenes Wort zur Sache sagen zu sollen. So die „Sydower Bruderschaft“, die „Berneuchener“, die „Luther-Gesellschaft“ und der „Eckartkreis“. Zahlenmäßig fielen sie alle vier wohl nicht besonders ins Gewicht. Es gab Querverbindungen — ich selber, der ich 1933 die Redaktion der „Eckart“-Zeitschrift angetreten hatte, stand in guten Beziehungen zu den „Sydowern“, zu deren Gründer und Sprecher Georg Schulz, dessen ich in großer Dankbarkeit gedenke. Dann kam die Luther-Gesellschaft auf unsern Eckartkreis zu, worüber ich freudige Überraschung empfand. Außer Paul Althaus war es wohl insbesondere der seinen Freunden zu tiefem Schmerz so früh entrissene Johannes Dosse, der damalige Geschäftsführer der Luther-Gesellschaft, von dem der Anstoß zu den „Wittenberger Gesprächen“ ausging, Gesprächen notabene zwischen zwei bis dahin einander noch nie begegneten Partnern: nämlich Theologen und Dichtern. Nicht ohne Herzklopfen gingen wir an die Vorbereitung. Die Theologen fürchteten

sich vor den Dichtern — und umgekehrt. Da war es überaus hilfreich für beide, daß dieser ersten Tagung — wie dann allen späteren auch — in Professor Althaus ein Mann vorstand, der, ohne je ins Unverbindlich-Glatte zu verfallen, doch eben durch seine „Verbindlichkeit“ die zögernden und zaudernden Partner zusammenzuführen wußte. Freimütig machte er sich gleich zu Anfang zum Sprecher des gemeinsamen Unbehagens und löste damit den aus so verschiedenen Lagern kommenden Teilnehmern die Zunge zu ebenso freimütigen Geständnissen und darüber hinaus zu unbefangenen Eingehen auf die in Rede stehende Thematik.

Seitdem die Evangelischen Akademien sich auf breiter Front des „Gespräches mit der Welt“ angenommen haben, müssen unsere damaligen Anfangsschwierigkeiten ja beinahe lächerlich erscheinen. Jedoch uns war sehr ernsthaft zumute. Nun befanden wir uns in der wahrhaft glücklichen Lage, ein durch das Programm der Luther-Gesellschaft vorgegebenes Thema zu haben, eines, das auch — prinzipiell gewichtig wie es war — allem etwaigen Übereifer, sich in Aktualitäten zu stürzen, entgegenstand, nämlich das Thema Luther. Ich glaube kaum, daß einer von den beteiligten Autoren — außer Otto von Taube — tiefere Luther-Kenntnisse besessen hat. Werner Bergengruen, Martin Beheim-Schwarzbach, Walter Bauer, Börries von Münchhausen, Klara Hofer, Fritz Diettrich, Bruno Nelissen-Haken, F. A. Schmid-Noerr, Emanuel Stickelberger, August Winnig — man sieht, es war nicht gerade das, was man eine homogene Gesellschaft nennt, von den Eingeladenen hatten auch eine ganze Anzahl abgesagt, leider, aus naheliegenden Gründen, auch Jochen Klepper —: zu Luther standen sie alle doch wohl nur in respektvoller Ferne. Klara Hofer allerdings hatte einen Luther-Roman, „Bruder Martinus“, veröffentlicht und Rudolf Alexander Schröder vier Jahre zuvor mit seiner Gedichtsammlung „Mitte des Lebens“ seine ungewöhnliche Luther-Nähe bewiesen. Die Gedichte dieses Buches, über die Martin Doerne im vorigen Heft mit so großem Verständnis gesprochen hat, sind in einem Zeitraum von zehn Jahren entstanden. Schröder lebte damals abseits von den kirchlichen Vorgängen, ich glaube nicht, daß er zu

dem, was man die theologische „Luther-Renaissance“ nannte, unmittelbaren Zugang gehabt hat. Es bleibt ein wunderbares Ereignis sui generis, diese Dichtung, sie hatte für mein Empfinden etwas Meteorhaftes, jedenfalls hinsichtlich der damaligen literarischen Situation, die doch unter so ganz anderen Zeichen und Sternen stand. Schröder war erst vor kurzem mit dem Eckartkreis bekannt geworden, sein erster Beitrag im Eckart 1932 erschienen. Von jetzt ab, von dieser ersten Wittenberger Tagung ab, gab es keinen Jahrgang der Zeitschrift, für den er nicht Aufsätze oder Gedichte beisteuerte. Ich selber begegnete dem Dichter damals zum ersten Mal — unten im Speisesaal des altmodischen, aber gediegenen Hotels „Zum Goldenen Adler“ —, nicht ahnend, daß dieser Augenblick den Keim einer künftigen herzlichen Freundschaft in sich barg. Unvorbereitet war ich nicht, ich kannte „Mitte des Lebens“, ich kannte andere Gedichte und seine wichtigsten Übersetzungen, vor allem die der Odyssee. Schauplatz unserer Gespräche war der Remter der damals, wie heute, von Oskar Thulin geleiteten Lutherhalle. Wir bekamen den genius loci tagtäglich zu spüren, wir waren Gäste in Luthers eigenem Haus. Was müßte es nicht für die heutige kirchliche Arbeit und Besinnung bedeuten, wenn dieser urprotestantische Schauplatz allen evangelischen Christen in Ost- und Westdeutschland offenstünde! (So gut wie alle Lutherstätten liegen im Bereich der DDR!)

Ein wichtiger, mir unvergeßlicher Augenblick war es dann auch, als Schröder bei dem von den Dichtern der Wittenberger Gemeinde gewidmeten Lese-Abend aus noch unveröffentlichten Gedichten las — aus dem Zyklus „Ein Weihnachtslied“, dessen Handschrift ich dann wie ein Beutestück nach Haus, nach Berlin, zum Eckartverlag brachte, der sie noch im Herbst des Jahres publizierte. Diese zehn Gedichte machten den im Anheben befindlichen Wandel der Dinge offenbar. In einem von ihnen kommen die Zeilen vor: „Begriffe, wer begreifen kann, / Wir knien im Staub, wir beten an.“ Eine damals unerhörte Wendung! Es war aber ganz einfach der Eintritt der Offenbarung in die Dichtung. Bis dahin hatte die sogenannte „religiöse Lyrik“ ein breites üppiges Dasein gehabt, zu welcher Rilkes „Stundenbuch“ eben-

so zählte wie Momberts ekstatische Gedichte. Die Stimme des Bekenntnisses und der am Worte Gottes gewonnenen und gemessenen Erfahrung war so gut wie völlig verstummt gewesen. Mit Schröders „Weihnachtslied“ begann sie wieder zu tönen — oder eigentlich mit „Mitte des Lebens“, das aber den Wittenberger Gesprächsteilnehmern noch unbekannt war. (Er hätte ja auch aus diesem Buch lesen können, warum tat ers nicht? Vielleicht, weil er uns eben die neue Stufe deutlich machen wollte).

An den Referenten waren Dichter und Theologen beteiligt, und die Theologen doch wohl, verständlicherweise, in der Überzahl. Denn nun wollten ja die Dichter auch Genaueres erfahren, wollten Antworten auf Fragen vernehmen, wollten auf dem Wege des Gespräches auch zu Ergebnissen kommen: die theologischen Fragen hatten unter dem Ernst der Stunde ganz von selber den Vorrang gegenüber den poetologischen. Wittenberg war keine Zelle, es hatte offene Türen nach draußen — und draußen waren Staat und Kirche zu ihrer großen Auseinandersetzung angetreten. „Was wollen wir“, sagte August Winnig, ebenfalls auf jenem ereignisreichen Abend, — „wir wollen der *ecclesia militans* mit unsern Mitteln und Möglichkeiten zur Seite stehen.“ So blieb es denn tatsächlich nicht bei unverbindlicher Fühlungnahme, nicht beim Anhören geistreicher Referate, die Stimmung war von der Stunde bestimmt — und drei Jahre später waren wir in der Lage, dieser Stimmung auch öffentlich Ausdruck zu geben, unter Beteiligung einer den engeren Kreis der Wittenberger Gespräche übersteigenden Autorengemeinschaft, in dem Sammelwerk „Die Stunde des Christentums“ (dem in den nächsten Jahren, auf derselben Grundlage, „Das Buch der Christenheit“ und „Der Pfarrerspiegel“ folgten) Außer Paul Althaus sprachen Karl Friedrich Schumann, Hanns Rückert, Hermann Wolfgang Baier, Hans Lietzmann, auch Rudolf Thiel, dessen zweibändiges Lutherbuch damals Aufsehen erregte. Unvergessen bei allen Teilnehmern ist wohl der Waffengang, den sich bei der zweiten oder dritten Tagung — eine der späteren fand übrigens in *Bad Sachsa* statt — Rudolf Alexander Schröder und Hans Lietzmann lieferten. Gegenstand: die Revision der Lutherbibel. Es ging wirklich

hart auf hart, wobei der Dichter die Revision rundweg ablehnte, der Theologe und Philologe, der zur „Revisions-Kommission“ gehörte, sich mächtig für die Bearbeitung ins Zeug legte, beide übrigens mit ebenso einleuchtenden wie glänzend vorgetragenen Argumenten. Wir waren Zeugen einer in Luthers Hause ja durchaus legitimen Bibel-Disputation, die geradezu die Vorstellung heraufbeschwor, so oder ähnlich müsse es auch damals zugegangen sein, als die Heilige Schrift zwar nicht revidiert, aber ins Deutsche verdolmetscht wurde und Luther dazu mit Hebraisten und Graecisten sich zusammensetzte: Humanismus, recht verstanden — sagen wir: reformatorisch verstanden —, kann eine durchaus leidenschaftliche Angelegenheit sein! Betrachtet man die Wittenberger Gespräche unter den heute das literarische Leben beherrschenden Gesichtspunkten, so nimmt sich das, was ich da in Erinnerung gerufen habe, höchst unzeitgemäß aus. Die gegenwärtige Tendenz, den Dichter allein auf das Dichterische festzulegen, ihn ausschließlich als dichterische Existenz gelten zu lassen, hat eine eigentümliche Abspaltung von den allgemeinen, öffentlichen Lebensvorgängen zur Folge. Sonderbar genug, wenn dann doch hin und wieder der Versuch gemacht wird, ins Öffentliche — etwa durch Proteste gegen atomare Bewaffnung — sich einzuschalten. Unser damaliger Versuch richtete sich gegen die fast schon zur Gewohnheit gewordene Diastase zwischen Künstler und Kirche, an deren Überwindung der Eckartkreis seit zehn Jahren, mit lächerlich geringen materiellen Mitteln, gearbeitet hatte. Konnte die Kirche aber mit gutem Gewissen — wie es damals gern getan wurde — die „Kulturbedeutung der Reformation“ ins Feld führen, wenn sie zuließ, daß gerade im Bereich der Sprache und Dichtung die Erinnerung an deren Ausgang aus der Reformation mehr und mehr dahinschwand? Es war also beileibe nicht eine von den Zielen der Luther-Gesellschaft wegführende Aufgabe, um deretwillen Paul Althaus und Theodor Knolle die Verbindung mit dem Eckartkreis suchten — sie lag vielmehr durchaus in der Linie ihres geschichtlichen Auftrages. Schön war dabei die gänzliche Abwesenheit von apologetischen Hintergedanken. Man wünschte nicht Proselyten zu machen, man hatte sein Thema unver-

rückt im Auge — und das hieß: Vergegenwärtigung der reformatorischen Erkenntnis auf allen von der Reformation einmal berührten und befruchteten Lebensgebieten. Wie konnte da die Dichtung ausgelassen werden!

Umgekehrt hatte das Gespräch doch auch für die Theologie gewisse Einsichten oder Entdeckungen zur Folge. Die erste war die, daß auf seiten der Dichtung eine ganz spontane Bereitschaft vorhanden war, auf Theologie einzugehen. Es hing das mit der — von Schröder oft festgestellten — Vereinsamung des Künstlers zusammen, seinem von der Vogelfreiheit zur Narrenfreiheit ausgearteten Solipsismus, worüber man heute außer bei Schröder auch bei Hofmannsthal allerlei Bedrängendes nachlesen kann. Walter Muschg spricht in seinem bekannten Buche über die „Zerstörung der deutschen Literatur“ von dem Jahrzehnt vor der Hitlerschen „Machtergreifung“ als einer „paradiesischen Zeit“. Nun, da verklärt die Erinnerung doch wohl die vergangene Wirklichkeit gewaltig. Wem von den Dichtern, die nach Wittenberg kamen, war denn wohl paradiesisch zumute? Sie traten in Luthers Haus ein als recht unbehauste Menschen, die unter ihrer Unbehaustheit litten. Einige von ihnen haben inzwischen ein Haus gefunden — im Sinne von Psalm 84, 4 —, und sicher hat auch das Wittenberger Gespräch einigen Anteil daran gehabt. Die andere Erkenntnis und Entdeckung, welche die Theologen machten, war eine zu ihrer Selbstprüfung dienende: daß nämlich die Kirche nur zu ihrem eigenen Schaden auf die Vielheit der Ämter verzichtet, die schon im apostolischen Grundriß vorgezeichnet sind. Schröder plädierte in seiner Schrift „Die Kirche und ihr Lied“ — der wohl auch ein Wittenberger Vortrag zugrunde lag — für solche Erweiterung des Amtsbegriffes und wollte den Dichter ausdrücklich in diese miteinbezogen wissen. Was für eine Provokation angesichts der damals — und erst recht heute — geläufigen Auffassungen vom Dichter und dem Dichterischen! Wenn aber der Dichter dergestalt sich „eingliedert“, dann muß er auch in dem von ihm verwalteten Bereich gehört werden, und daran haperte es: hatte man doch zur Bibelrevision mit nichten einen Dichter herangezogen und gab, als die Forderung einmal laut wurde,

den betreffenden „Petenten“ deutlich zu verstehen: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Was das Kirchenlied betrifft, ließ man sich den Dienst des Dichters schon eher gefallen, wengleich auch da teils dogmatische, teils formale Bedenken laut wurden, über welche sich wiederum Rudolf Alexander Schröder mit gewissen Experten kräftig auseinandersetzen hatte. Eben dieses fatale „Sich's-gefallen-lassen“ konnte den zu jeglichen Mitarbeit willigen Autor zur Verzweiflung bringen. Als ob der Theologe nicht auch nur ein Amt unter andern verwaltete!

So hatte das Wittenberger Gespräch seinen sehr bestimmten Sach- und Zeithintergrund, an den zu erinnern vielleicht insofern nicht ganz überflüssig ist, als die von mir angedeuteten doktrinären Tendenzen ja im Grunde eine permanente Versuchung der Kirche darstellen, mit denen sie heute wieder — unter veränderten Vorzeichen — zu kämpfen hat. Wie würde sich im Jahre 1958 ein Wittenberger Gespräch ausnehmen? Ich glaube nicht, daß es durch die in ähnliche Richtung zielenden Bemühungen der Evangelischen Akademien überflüssig geworden ist und habe dem verehrten Präsidenten der Luther-Gesellschaft in meinem Geburtstagsbrief an ihn den Vorschlag gemacht, demnächst — nach zwanzigjähriger Pause — es erneut damit zu wagen. Wer würde nicht gerne kommen, wenn Rudolf Alexander Schröder und Paul Althaus dazu einladen!

Oft genug habt Ihr gehört und wißt, daß die Christen oder Gläubigen, wie es von Anbeginn der Welt war und immer bleiben wird, frei sind vor Gott durch den Glauben, denn sie kennen Gott nicht als Richter, sondern als Vater